Die beste Lösung.

Von Ida Finzi.

„Es wird gebeten, monatlich zu bezahlen."

Diese sonderbare Aufforderung war mit großen weißen Buchstaben auf eine an die Wand gelehnte Tafel geschrieben und sprang einem sofort in die Augen, wenn man zum ersten Mal in die Wohnung des Professors Farri trat. Vergeblich suchte man in dem geräumigen, kahlen, dunklen Zimmer mit den weiß gekalkten Wänden nach dem üblichen Mobiliar. Weder Tisch noch Sofa war vorhanden; nur drei Rohrstühle standen wie verschämt in den Ecken, sonst nichts.

Nichts und Niemand. Der Professor streifte herum, wie gewöhnlich, die arme Frau Farri plättete außerhalb.

So entschloß man sich denn, wieder davon zu gehen, nachdem man sich erstaunt umgeschaut hatte in dieser sonderbaren Wohnung, deren stets offene Thür der Neugierde der Nachbarschaft jederzeit Einblick in die heillose Wirthschaft bot.

Doch plötzlich ertönten aus dem Nebenzimmer schleppende Schritte; man sah, wie eine Hand verzweifelte Anstrengungen an dem Thürdrücker machte und vergeblich versuchte, die Thür zu öffnen. Schließlich flog sie durch einen heftigen Stoß auf, ein kleines Mädchen beugte den Kopf vor und fragte mit hellem Stimmchen:

„Der Herr wünscht Professor Farri zu sprechen?"

Es war eine eigenartige Erscheinung, diese Kleine, höchstens sieben Jahre alt.

Man verspürte Neigung, über die ernste Miene zu lachen, mit der sie hinzufügte:

„Ich bin seine Tochter, ich kann ihm Bescheid geben, wenn Sie wünschen."

Aber die Lust zum Lachen verging einem plötzlich, wenn man gesagt hatte, weshalb man gekommen sei. Es kann nichts Traurigeres geben, als die frühreife Schlauheit dieses kleinen Geschöpfes zu sehen. Wenn es sich um einen Gläubiger handelte, machte sie sich noch kleiner als sie schon war, nahm einen verwirrten Ausdruck an, stammelte: „Ich weiß nicht, ob —, wann — —" und mit ihren flehenden Augen voller Thränen erreichte sie es, daß der Gläubiger davon ging, schimpfend zwar, aber doch tief gerührt.

War es indessen ein neuer Schüler für ihren Vater, o, dann wurde sie ganz Begeisterung, sie sang sein Lob in allen Tönen mit einer Lebhaftigkeit, die geradezu verblüffend wirkte, wie ein kleiner Charlatan:

„Das ist ein Lehrer, mein Papa! Er gab Stunden in der besten Gesellschaft in Turin, wo wir im vergangenen Jahre waren." Immer waren sie im „vergangenen Jahre" an einem anderen Orte gewesen und dieses Zigeunerleben, heute hier, morgen dort, hatte wohl in der Seele dieses Kindes seine Spuren zurücklassen müssen. Man brauchte sie bloß anzusehen mit ihrem anmuthigen, ein wenig länglichen Gesichtchen des kränklichen frühreifen Kindes, in dem die Augen unter dem fremdartigen, fahlgelben und krausen Haarschopf hervorleuchteten wie zwei blaue Flammen; dazu war das schmächtige Persönchen sonderbar genug gekleidet in ein elegantes, aber bis auf das Futter abgenutztes Gewand, welches die Armuth enthüllte, ebenso wie ihre Stiefeletten mit den hohen Absätzen und den losen Sohlen, die an dem Fußboden hinschleiften, ebenso wie ihre große Puppe, bei der aus allen Nähten das Werg herausschaute. Komisch und traurig zugleich war das anzusehen, wie sie mit ihren mageren Aermchen die Puppe zärtlich umschlungen hielt, während ihre Stimme mit der Ueberschwänglichkeit einer Komödiantin Redensarten Erwachsener nachplapperte, die ganz eigenartig von ihren rosigen Lippen klangen.

„Was wollen Sie? Meine Leute wollen nicht, daß ich es sage; aber dennoch, wir haben keine Mittel mehr."

Sie hieß Mercedes und war in Kairo geboren. Ihr ganzes Wesen entsprach so recht der Ehe, aus der sie hervorgegangen war. Ihr Vater, der Professor Farri, ein gewaltiges Genie, der Spielball einer unbezähmbaren Phantasie, immer in Wallung und disponirt, sich für die unwahrscheinlichsten Projekte, die absurdesten Ideen zu begeistern, infolgedessen geneigt, den Beruf als seiner unwürdig zu verachten, in dem er hätte ausgezeichneten Erfolg haben können, den Beruf eines Lehrers fremder Sprachen. Ihre Mutter, ein armes Kind des Volkes, blind verliebt in ihren Gatten wegen seines Prophetenkopfes mit den langen, wallenden Haaren, wegen seines unerschöpflichen Redeflusses, von dem sie nicht eine Silbe verstand, stets bereit, ihn gegen alle Welt zu vertheidigen, sich in der Arbeit für ihn aufzureiben, ihm auf allen Kreuz- und Querzügen durch Europa zu folgen. Während er ständig auf der Straße lag und die Zeitungsdruckereien ablief, um den nächsten besten zu interessiren für seine immer neuen Erfindungen, die in seinem Hirne wie Unkraut emporschossen, ernährte ihn die arme Frau durch Plätten, ja, sie kleidete ihn so, daß er immer anständig aussah, mit dem stets neugebügelten Cylinderhut, dem stets frischen Kragen. Wenn etwa Jemand sie bedauerte, gerieth sie mit ihrer rührenden Harmseligkeit in Erregung und rief aus: „Aber er ist doch ein Genie, müßt ihr wissen!" Manchmal, zu Zeiten lichter Zwischenräume, wurde der Professor sich dieses unerschöpflichen Opfers bewußt und wurde davon gerührt. Dann machte er sich für 14 Tage an die Arbeit und gab fleißig Lektionen. Plötzlich packt ihn eines Abends eine neue Idee, beim Zubettegehen, und Ade Arbeit! Alles zu Ende.

Er erklärte alles seiner Frau; mit dieser Beredsamkeit, der es gelang, alle seine Hirngespinste mit einem goldenen Schleier zu umgeben, setzte er ihr klar auseinander, seine Projekte seien so gewiß realisirbar, wie zweimal zwei vier sind.

„Noch ein kleines Opfer, ein wenig Geduld, dann werden wir reich, und Du kannst für immer aufhören, zu arbeiten; verstehst Du, Liebste?"

Sie verstand keineswegs. Aber sein Eifer, ihr Ruhe zu verschaffen, rührte sie zu Thränen, und diese Perspective genügte, um sie zu doppelten Anstrengungen zu veranlassen.

Zwischen diesen beiden, so eng vereinigten Menschen war das Kind zuviel. Nicht, daß sie es schlecht behandelt hätten, im Gegentheil, wenn sie zufällig Geld hatten, war das erste, der Kleinen ein Kleidchen zu kaufen. Auch gab ihr der Professor gern Unterricht in Sprachen oder in der Deklamation. Aber sie wußten nichts mit ihr anzufangen. Beide immer außerhalb, konnten sie das Kind nicht mit sich schleppen. In die Schule konnten sie es nicht schicken, weil sie nie dahin gelangten, einmal ein ganzes Jahr in ein und derselben Stadt zu bleiben. Auf der Reise bereitete es ihnen Verlegenheiten, weil es zart war und nicht die Stöße und Erschütterungen des Fahrens in der dritten Klasse ertragen konnte. Unter ihnen fielen oft die Worte:

„Aber da ist das Kind! Was machen wir mit dem Kind?"

Das Kind hörte es, ohne ein Wort zu sagen, mit einem durchdringenden Blick und einem schwer zu deutenden Verziehen seines bleichen Gesichtchens, und setzte sich ganz leise in einen Winkel, um dort seine Puppe zärtlich zu streicheln. Wenn dann seine Eltern weggegangen waren, der Vater hierhin, die Mutter dorthin, blieb die Kleine allein in dem weiten, dunklen Zimmer, hingekauert auf ihrem Schemel, den Kopf zwischen den Kleidern der Puppe versteckt, lange, ohne sich zu rühren, auf demselben Fleck sitzen.

Zum Glück waren Nachbarn da. In diesem Hause mit seinen dünnen Mauern und seinem schmalen Hof, das sich ausnahm, als enthalte es nur eine einzige gemeinsame Wohnung für alle diese Miether, deren Fenster aneinander stießen, kannten alle Mercedes und alle erbarmten sich dieses verlassenen Geschöpfchens. Jeden Augenblick rief Jemand zum Fenster heraus: „Komm' doch herauf, Mercedes!"

Manchmal war es die schöne, junge Frau Ferrani aus der zweiten Etage.

„Willst Du mit meinen Kindern spielen kommen?"

Das fehlte ihr gerade! Mit den Kindern unterhielt sich Mercedes nicht.

„Sie sind dumm," sagte sie mit etwas verächtlicher Grimasse.

Sie befand sich nur wohl in Gesellschaft der „Großen", die sie nach ihrer Lebensgeschichte befragten und ihr gern zuhörten. Die Frau Magdalena zum Beispiel, die starke, brünette Dame aus der vierten Etage, die sich mit Ehevermittlung befaßte, und eine sentimentale, unglückliche Leidenschaft für Kinder hatte. Oder Fräulein Lucia Astoris, die Nichte des Zahnarztes aus der ersten Etage, eine anmuthige, sympathische Blondine. Wenn eine von diesen rief, hörte man sofort einen kleinen scharfen und fröhlichen Schrei, der über den Hof hinschallte, wie der Ruf der Nachtigall:

„Ich komme, ich komme!"

Und sogleich hörte man die losen Sohlen eiligst die Treppen hinaufschleifen und vernahm das Trillern ihres frischen, kindlichen Lachens. Manchmal, wenn sie auf Besuch war, ließ sie sich gehen und machte tausend Dummheiten mit all der Lebhaftigkeit ihrer sieben Jahre, die sich Luft machte in possenreißerischen Scherzen und sich damit amüsirte, alle toll zu machen, wobei sie dann heftig ihr Köpfchen hintenüber warf, außer sich vor Vergnügen.

„Wo hast Du mein Knäuel hingelegt, Mercedes? Und die Scheere, hast Du sie versteckt?"

Dann lachte sie so herzlich, daß es unmöglich war, sie zu schelten.

Manchmal aber wurde sie plötzlich ernst, runzelte die Stirn, und das Gesichtchen nahm einen ältlichen Ausdruck an. Das kam besonders vor, wenn sie bei der Ehevermittlerin war, wo sie kniend auf einem Stuhl vor dem Fenster hockte, das auf das Meer hinausging. Diese ungeheure blaue Fläche, deren leuchtende und zitternde Wogen das Zimmer mit seinen schimmernden Reflexen erfüllte, schien tausend Erinnerungen in ihrem Köpfchen zu erwecken mit ihrem undeutlichen Gemurmel der Wellen. Dann war es leicht, Mercedes zum Sprechen zu bringen. Es genügte, daß Frau Magdalena ihr sagte:

„Woran denkst Du, Mercedes?"

Sogleich begann sie dann zu erzählen mit plötzlich hervorbrechender Vertraulichkeit; mit dem Bedürfniß, sich zu irgend Jemand auszusprechen über diese Erinnerungen, die zu schwer auf ihrem kindlichen Geist lasteten. Sie berichtete freimüthig alles, die Reisen, die sie gemacht hatte, daß ihr Kleid, das sie trug, nicht bezahlt sei, und die Geschichte von einem Gläubiger, der die Geduld gehabt hatte, einen ganzen Tag auf ihren Papa zu warten, von dem die Mama gesagt hatte, er sei ausgegangen, Lektionen geben.

„Und wissen Sie, wo der Papa inzwischen war? Auf dem Boden!"

Dies schien ihr zu schön, und sie lachte herzlich darüber. Dann aber plötzlich, mitten in einer dieser Erzählungen, in denen alle Augenblicke die Phrasen vorkamen: „Als wir in Konstantinopel waren ...., als wir in Paris waren", unterbrach sie sich, schüttelte traurig das Köpfchen und murmelte:

„Wir sind niemals dauernd an einem Ort, und die anderen sind es doch! Wie kommt das nur?" Dabei richtete sie sich auf dem Stuhl auf und, den Blick auf das Meer gerichtet, schien sie auf dieser schillernden, beweglichen Fläche den Ort zu suchen, an dem es ihr endlich vergönnt sein möchte, auszuruhen, ihrem müden Persönchen Erholung zu gewähren, das zerschlagen war von den unaufhörlichen Stößen der Reisen und des Lebens.

* * *

„Thatsächlich, ich verstehe nicht, daß mir diese Idee nicht schon früher eingefallen ist! Eine so erstaunliche Idee!"

Von wo dem Professor Farri diese Idee gekommen war, die er so erstaunlich fand, als er anfangs September vor seinem Speisetisch saß? Wer kann das wissen? Vielleicht hätte man es ihm ebensowenig sagen können, wie die Erde weiß, woher die Samenkörner kommen, die der Wind heranweht. Vielleicht hatte er irgend eine Zeitungsgeschichte gelesen, oder einen Ländernamen auf einem Eisenbahnfahrplan gefunden gelegentlich seiner Streifzüge durch die Stadt. Eins ist gewiß, er wollte nach Argentinien reisen und mit Hilfe seiner geologischen Kenntnisse eine Silbermine entdecken.

Seit acht Tagen sprach er von nichts anderem.

„Verstehst Du? Ich stelle mich dem Präsidenten der Republik vor, unterbreite ihm das Projekt, er bewilligt mir das Schürfrecht; ich gehe an den Ort ...."

Er war schon an dem Ort, im Geiste, dieser Teufelskerl; und er hatte eine solche Art, das Wort „Argentinien" auszusprechen, daß man dabei ein verlockendes Metallgeklingel zu hören vermeinte.

Seine Worte begleitete er mit großartigen Gesten, wobei die Maccaroni auf der Gabelspitze hin und hertanzten. Mit begeisterten Blicken schaute ihn seine Frau an, die, ein ärmliches Kleid aus Indiana um den mageren Körper, von Zeit zu Zeit an den Herd ging, ein neues Plätteisen einzulegen, wobei ihr braunes, trockenes Gesicht ebenso von Enthusiasmus, wie von der Hitze der feurigen Eisen erglühte.

Wie dann der Professor, immer mehr in seine Idee vertieft, auf die Füße sprang und rief:

„Es ist zwecklos, Europa ist nicht für mich!" wiederholte die resignirte Stimme der Frau, wie ein sanftes, abgeschwächtes Echo seiner Narrheit:

„Sicherlich, es ist nicht für Dich!"

Mit einem Male unterbrachen alle beide sich mit einer Geberde der Entmuthigung, indem sie nach Mercedes hinblickten, die, in einem Winkel hockend, ihre Puppe ankleidete und alle Augenblicke nach dem Tisch hinschaute, wo ihre Eltern standen.

Ein Moment des Schweigens trat ein. Dann murmelte die Mutter bewegt:

„Wie ist das zu machen? Eine Reise von dreißig Tagen über das Meer?"

Das kleine Kind erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und ging mit seiner Puppe im Arm leise hinaus. Der Professor begann, mit großen Schritten im Zimmer hin und herzugehen, wobei er an die Wände stieß, als wolle er sie einbrechen. Er fuhr fort: „Und ich sage, daß man hier mit Gewalt festgehalten wird, während, wenn man dort wäre — o, wenn man dort wäre —!"

Und in dem warmen düsteren Zimmer begann von Neuem die Silberkaskade zu erklingen, unerschöpflich und helltönend, wie die Beredsamkeit des Professors.

Inzwischen ist das Kind auf den Flur hinausgeeilt und läuft die Treppen hinauf, wie wahnsinnig; jedesmal, wenn sie mit rascher Wendung an den Fenstern vorbeispringt, möchte man glauben, daß in den blauen Augen eine Thräne glänzt. Aber Mercedes gehört nicht zu den schwachmüthigen Kindern, die immer die Thränen bei der Hand haben; so beschränkt sie sich darauf, sich auf die Lippen zu beißen und ihre Puppe fester an's Herz zu pressen. Und wie sie ihr Lockenköpfchen in den Eingang des Stübchens der Frau Magdalena vorstreckt, ist auf ihrem Gesicht keine Spur von Thränen mehr, sondern das gewöhnliche impertinente Lächeln des kleinen Schelms.

„O, Mercedes!" sagte das blonde Fräulein Astoris, die auch an diesem Nachmittag bei Frau Magdalena zu Besuch war, was seit einigen Wochen übrigens ziemlich häufig vorkam.

An diesem Tage schien sie schöner und fröhlicher als je zu sein; sie hatte eine Rosenknospe in dem blonden Haar, und in ihren Augen schimmerte ein großes Glück. Als sie das Kind sah, schloß sie es lachend in die Arme.

„Weißt Du schon, daß ich verlobt bin?"

„Mit wem?" fragte das Kind, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Mit einem Fremden, mit dem mich hier Frau Magdalena bekannt gemacht hat."

„Und wann wirst Du fortgehen von hier?" fragte die Kleine mit schwacher Stimme. O, sie zählte schon so viele Trennungen in ihrem kurzen Leben! Wie viele Male entsann sie sich schon, „Adieu" gesagt zu haben! Das Fräulein Astoris war tief bewegt von diesem Schmerz und küßte Mercedes herzlich.

„O, Du mußt darum nicht weinen, weißt Du. Ich gehe fort, gewiß, aber doch nicht gleich, es sind noch viele Monate bis dahin."

Das Kind sagte nichts mehr.

Plötzlich begann die schöne Blondine zu lachen.

„O, wie spät es ist! Ich wette, „Er" ist schon unten und erwartet mich."

Und hiermit ging sie fröhlich davon, singend wie ein kleiner Vogel. Mercedes sandte ihr einen sonderbaren Blick nach. „Den Bräutigam haben Sie ihr besorgt?" fragte sie einen Moment danach mit ihrem hellen Stimmchen.

„Gewiß," sagte Frau Magdalena mit Befriedigung und streckte sich dabei glückselig auf dem Divan aus, wobei die Falten ihres Seidenkleides in allen Nähten krachten.

„Und," fuhr die Kleine fort, indem sie offenbar sorgfältig überlegte, „fortan braucht dann wohl der Zahnarzt hier unten, wenn er reisen will, nicht mehr Lucia mitzunehmen?"

Frau Magdalena sperrte überrascht die Augen auf:

„Aber nein, das versteht sich doch."

Das Kind schwieg und näherte sich dem Balkon, der nach dem Meere zu ging.

Unter dem erblassenden Himmel dehnte sich das Meer weithin aus, in einem schmelzenden, glänzenden Saphirblau, darüber eilten leicht weiße Kämmchen hin; hier und da zitterte ein schwacher rosiger Schimmer, wie die Ahnung des nahen Sonnenunterganges. Und all dieser Glanz der Farben, der Flammen, des schillernden, tönenden Wassers vibrirte um das unbewegliche Köpfchen, das von einem geheimnißvollen Traum faszinirt zu sein schien. Plötzlich wandte Mercedes sich um. Sie war schneebleich. Mit dem Rücken an das Gitter gelehnt, blickte sie Frau Magdalena fest in's Gesicht mit ihren großen blauen Augen, deren Ausdruck eigenartiger war, als je:

„Frau Magdalena," sagte sie leise und todternst mit ihrem hellen Stimmchen, das zitterte.

„Können Sie nicht auch für mich einen Mann besorgen?"

Die Wette.

Von Ewald Oheim.

„Zum ersten, zum zweiten und ..."

„Halt!"

Durch die neugierige Menge, die den Auktionator umstand, drängte sich ein kräftiger, in den dreißiger Jahren stehender Mann.

„Ihr Name?"

„Paul Klinger, Schaubudenbesitzer."

Der Hammer fiel zum dritten Male. Für dreitausend Mark hatte Klinger den Nachlaß des kürzlich verunglückten Löwenbändigers Philipps erworben.

Es war der Schluß eines Dramas, das noch jetzt das Tagesgespräch in der Hauptstadt bildete. Zwei Monate hindurch hatte der Bändiger Philipps den Besuchern des Residenzzirkus einen aufregenden Nervenkitzel verschafft, wenn er Abends in der von einem starken Gitter fest umschlossenen Manege seine sechs prächtigen nubischen Löwen zu schwierigen Evolutionen und Uebungen zwang.

Aber dann, fast am Ende der Zirkussaison, war das Unglück gekommen. An einem schwülen Frühlingstage — der Winter hatte sich in diesem Jahre fast kampflos vertreiben lassen — zeigten sich die Löwen sehr erregt. Einige Thiere ließen ihre gewohnheitsmäßige Fleischration unberührt. Und als Philipps Abends den Käfig in der Manege betrat, hatte ihn eine Löwin mit mächtigem Sprunge heimtückisch niedergerissen.

Es gelang schließlich, die Bestie in eine Ecke zu jagen. Aber dem armen Philipps war nicht mehr zu helfen.

Die Löwen kamen unter den Hammer. Kein Bändiger verspürte jedoch Lust, die Thiere zu erstehen. Das Schicksal des unglücklichen Philipps war noch in frischer Erinnerung. So verlief der erste Auktionstermin ergebnißlos.

Auch heute hatte die zum zweiten Male angesetzte Versteigerung ungünstig begonnen. Und erst beim letzten Angebot des Auktionators, das den Verkaufspreis fast auf die Hälfte des früher Verlangten verminderte, griff Klinger zu....

Als er vor die Thür des Verkaufsraumes trat, hörte er plötzlich seinen Namen rufen.

„Sie wollen also jetzt Löwenbändiger werden, Klinger?" Der Schausteller einer Riesendame klopfte ihn auf die Schulter.

„I, woher denn! Ich denke ja gar nicht daran! Mich etwa zerreißen lassen, wie der arme Philipps? ..... Nee!"

„Nanu, dann verstehe ich aber auch nicht ...."

Klinger lachte sorglos. „Ich habe schon meinen Plan! Sie sollen mal sehen, was ich da noch für Geld herausschlage. — Vorn, an den Eingang meiner Bude, kommt ein Riesenbild. Darauf muß man Philipps im Löwenkäfig sehen. Rothe Farbe darf nicht gespart werden; Sie wissen ja, das „zieht" immer so'n bißchen mehr. Na, und bei zehn Pfennig Entree wird jeder die Thiere, die so viel Unheil anrichteten, sehen wollen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn das nicht glückte!" — —

So kam es denn, daß Klinger mit seinen Löwen im Lande umherzog. Das Geschäft ging gut. Die Kaufsumme hatten ihm die Thiere schon nach wenigen Monaten eingebracht.

Auch die Hauptstadt berührte er wieder auf seiner Wanderfahrt. Hier traf er Bekannte, Schausteller wie er selbst. Das gab einen vergnügten Abend. Erst in später Stunde hatte man sich getrennt.

Klinger rieb sich die Augen. Mit schwerem Kopf war er plötzlich erwacht. Es mußte noch früh sein, denn um ihn her war es dunkel wie in einem Sack. Seine Glieder schmerzten. Kein Wunder! Er lag auf der Diele. In seinem Kanonenrausch hatte er wahrscheinlich das Bett nicht finden können. — — Ohne Zweifel, so mußte es sein.

Und jetzt kam ihm auch langsam die Erinnerung an den Vorabend. Der Skat mit dem Zuckerbäcker Müller und dem Karussellbesitzer Ehmke war recht seßhaft gewesen. Aber auch Aerger hatte es gegeben. Er entsann sich jetzt der Vorgänge genau. „Löwenbändiger" hatten ihn die anderen scherzhaft genannt. Und er, der sonst Spaß verstand, nahm, unter dem Einfluß des Alkohols, diesen harmlosen Scherz krumm.

Er war darüber zornig geworden .. Gewiß sei er ein Löwenbändiger ... Und was andere könnten, mache er auch .... Es käme nur auf die Probe an, und die wolle er, wenn sie es wünschen, sofort ablegen ...

Die beiden anderen hatten ihn aber lachend zurückgehalten. Da war er erst recht aufgebraust ... Er wolle es ihnen dennoch beweisen. Noch heute werde er in aller Gemüthsruhe im Löwenkäfig schlafen. Er gehe jede Wette darauf ein ...

Müller und Ehmke hielten die Wette. Der Bierscherz Klingers war wirklich ausgezeichnet. Die Fröhlichkeit hatte am Skattisch wieder Platz gegriffen. Man trank darauf eine Runde Kognak — noch einige Gläser Bier .... Weiter reichte die Erinnerung Klingers nicht.

Er lachte vor sich hin: Ja, ja, was für ein Unsinn doch in der Trunkenheit verzapft wird ...

Nun war's aber wirklich Zeit, das Bett aufzusuchen, um noch etwas zu ruhen ... Ah, wie wohl das that, als er sich reckte.

Da schlug sein gestreckter Arm plötzlich gegen einen Eisenstab. Es klang dumpf, der Boden unter ihm zitterte leicht. In der Nähe hörte man schweres Schnaufen.

Klinger zuckte in jähem Schrecken zusammen. Es kroch ihm eisig den Rücken hinauf.... Also doch wahr? Die wahnwitzige Wette hatte er wahr gemacht? ... Oder vielleicht doch nicht ganz? Es gab ja noch die Möglichkeit, daß er außerhalb des Käfigs, nahe dem Gitter lag. An diese Hoffnung klammerte er sich. Unbeweglich und mit verhaltenem Athem lauschte er in die Nacht hinaus. Sein Herz pochte laut und jagte ihm das Blut in die Schläfe, während kalter Schweiß seine Stirn näßte.

Der erste Strahl der Morgenröthe fiel jetzt durch das Zeltdach. Das dämmerige Licht gab Klinger die fürchterliche Gewißheit seiner Lage: Er war im Käfig; etwa 8 Schritt entfernt, am andern Ende des Zwingers schliefen die Löwen.

Rothe Schleier tanzten vor den Augen Klingers. Wahnsinnige, entsetzliche Furcht raubte ihm jeden klaren Gedanken .... Mit erschreckender Deutlichkeit zeigte ihm seine intensiv arbeitende Phantasie grauenvolle Bilder. Er sah das Drama im Zirkus, dem Philipps zum Opfer gefallen war; sah sich selbst schon unter den Krallen und Zähnen der Löwen verbluten .... Lähmende Furcht unterdrückte jeden Gedanken an Rettung. Er entsann sich plötzlich eines Gebets, das er als Kind oft gesprochen und das ihn seine Mutter gelehrt. Mechanisch murmelte er den kurzen Spruch vor sich hin. Mit angstverzerrten Mienen und leerem Blick stierte er dann wieder nach der Ecke des Käfigs, wo die gelben Leiber der Löwen im Morgendämmer undeutliche Konturen auf die dunkle Hinterwand des Zwingers zeichneten.

In tollem Wirbel, blitzartig, zog sein vergangenes Leben an seinem geistigem Auge vorüber. Enttäuschungen hatte es ihm genug gebracht. Und jetzt .... jetzt, wo er endlich glaubte, auf dem Wege zum Glück zu sein, stand er vor seinem Lebensende! So sah er dem sicheren, gräßlichen Tod ins Auge, der ihm noch eine minutenlange Gnadenfrist gewährte! Und das geschah alles durch seine Schuld! Durch einen läppischen, kindischen Dummenjungenstreich, den er im Rausch ausgeführt hatte.... Heiß wallte es in ihm auf. Seine Augen trübten sich. Eine Thräne rann ihm über die Wangen ... noch eine .... Behutsam legte er den Kopf an das Gitter .... Er weinte.

Da überkam ihn eine große Ruhe ...

Die Sonne war aufgegangen und ihr gedämpft, durch die Zeltleinwand fallendes Licht erhellte die Schaubude bis in die entferntesten Winkel.

Draußen erwachte die Großstadt zu neuer Arbeit. Aus der Ferne scholl der Ruf einer Dampfpfeife herüber. Man hörte das helle Klingeln der Elektrischen, die an einer Seite des Budenplatzes entlang fuhr.

Die Treppe des Zelteinganges knarrte unter einem schnellen, elastischen Schritt. Die Leinwand des Bodenzugangs wurde zurückgeworfen. Ein junger Mann, Klingers Gehilfe Wilhelm, trat ein. Er pfiff ein lustiges Liedchen.

Jäh prallte er zurück. Klinger hatte warnend den Arm erhoben. Er winkte nun. Behutsam, auf den Zehenspitzen schreitend, näherte sich Wilhelm dem Käfig. Er wollte etwas fragen, aber Klinger schüttelte den Kopf.

„Die ... Scheidewand." flüsterte er. „Zwischen unserm Zelt und Müller. Hinten, am Ende der Bude."

„Angenagelt?"

Wilhelm nickte.

„Rasch Hammer und .... Zange ... Nägel heraus! Müller und Ehmke .... sollen helfen. Aber leise ... um Himmels willen. Jenseits der Wandfuge liegen die Löwen. Zufällig .... Wenn ihr die Wand ... an ihren Platz bringt, ist Rettung ... möglich. Aber schnell ... schnell."

Klinger war wieder zusammengesunken. Eine große Müdigkeit überfiel ihn. Das Sprechen hatte ihn erschöpft. Er war gealtert — um Jahrzehnte.

Und die andern, die ihn retten sollten, die kamen ja gar nicht wieder! Sie ließen ihn im Stich. Wahrscheinlich waren sie über die Störung ihrer Morgenruhe ungehalten. O, die guten Freunde und Nachbarn! Klinger lachte in sich hinein.

Er hatte jetzt gar keine Furcht mehr. Mit großem Interesse blickte er nach dem Zelteingang hinüber. Der Vorhang war nicht gut geschlossen, und durch den schmalen Spalt stahl sich ein goldiger Sonnenstreifen ins Zelt. Myriaden von Stäubchen tanzten in dem flimmernden Licht auf und nieder ... Klinger freute sich daran ...

Vorsichtig, ihren Athem zurückhaltend näherten sich jetzt vier Männer dem Käfig. Sie trugen die eiserne Scheidewand.

In der Gruppe der schlafenden Löwen begann sich's zu regen. Hier und da streckte sich eine Tatze, sträubte sich eine Mähne oder holte eines der Thiere tief Athem.

Die Spitze der Scheidewand ruhte bereits in der Fuge des Käfigs. Plötzlich hob „Sultan", der größte der Löwen, seinen mächtigen Kopf.

Mit verzweifelter Anstrengung hoben die Männer jetzt die Wand. Ein kraftvoller Stoß, und mit dumpfem Knirschen glitt sie nach der andern Seite des Käfigs hinüber.

Ein betäubendes Gebrüll war die Antwort. Der Käfigwagen erdröhnte unter den Sprüngen der Löwen, die sich gegen die Scheidewand warfen.

Wilhelm öffnete die eiserne Doppelthür des Zwingers. Aber verständnißlos lachte ihn Klinger an. Plötzlich begann er zu singen und zu tanzen. Sein unbändiges Schreien übertönte fast das zornige Knurren der Löwen. Man mußte Gewalt anwenden, um ihn aus dem Käfig zu entfernen. Er war wahnsinnig geworden.

Die Löwen kamen zum dritten Male unter den Hammer. Die Verwaltung eines Zoologischen Gartens erwarb sie zu einem Spottpreis.....

Wie sehr der Schein trügt.

Einst kam zu Sir Joshua Reynolds, dem Präsidenten der Malerakademie, sein bester Freund, der berühmte Charakterzeichner und Kupferätzer William Hogarth und traf im Vorzimmer Reynolds' einen Mann mit einer derartig einfältigen Physiognomie an, daß jener davon künstlerisch begeistert war. Unbemerkt zeichnet er den Kopf des Unbekannten. Bald darauf trat Reynolds ein und begrüßte seine Gäste, Hogarth in dem „stupiden" Mann den Doktor Samuel Johnson, den berühmten Schriftsteller und Philosophen, vorstellend.

Luxemburg und seine Kanone.

Unter dieser Spitzmarke erzählt man sich in der belgischen Presse folgenden Scherz zur Verspottung der luxemburgischen Großmannssucht: Vor einiger Zeit hat das Großherzogthum Luxemburg seine Cavallerie um ein Pferd vermehrt und durch Kammerbeschluß bei der Firma Krupp in Essen eine Kanone gekauft. Die Ankunft gab zu einem großen Feste Anlaß. Die 120 Soldaten der Luxemburger Armee wohnten den Schießübungen bei. Leider war das Ergebniß wenig erfreulich. Am nächsten Tage regnete es aus den Nachbarländern Klagen über Klagen. In diplomatischen Kreisen glaubte man schon an eine Kriegserklärung seitens Luxemburgs. Zwei Tage später kam die Kanone wieder nach Essen zurück. Beigefügt war folgender Brief: „Herrn Krupp, Essen. Sie wollen die Kanone gütigst zurücknehmen. Wir können sie unmöglich im Lande behalten, denn sie schießt zu weit, so daß wir alle Geschosse verlieren, die allemal in die benachbarten Länder fallen. Genehmigen Sie usw. Die Regierung des Großherz. Luxemburg."

Erbsensuppe mit Schweinsohren.

Es gibt, so schreibt man aus Berlin, wohl kaum eine Hausfrau von tüchtigem, altem Schlag, die diese köstlich pikante Suppe nicht von Zeit zu Zeit auf dem Mittagstisch erscheinen läßt. Sie sättigt, ist sehr nahrhaft und bildet in ihrer Zusammenstellung eine auch in den jetzigen theuren Zeiten nicht zu kostspielige Vereinigung von Suppe, Gemüse und Fleisch, die auch der Feinschmecker nicht verachtet. Ueber die Entstehung dieses Gerichtes erzählt Willibald Alexis in seinem „Werwolf" folgende Geschichte:

Im Kloster Lehnin war's, daß Kaiser Karl IV., von einer Jagd mit seinem fürnehmen Gefolge, wie eine Bombe den Mönchen in's Haus fiel. War Kirmes gewesen oder eine Schatzung von Schnapphähnen, so daß auch nicht ein Pfund Fleisch im Hause war, und der Kaiser sehr hungrig. Da war der Abt ganz außer sich; aber er hatte einen treuen Mann, der oft für ihn dachte und manchmal für ihn handelte. Dietrich Kagelwid hatte wohl die Weihen, aber mit seiner Gelahrtheit soll's nicht weit her gewesen sein; und machte sich lieber in der Küche zu schaffen als in der Bibliothek. Kagelwid, du mußt mir helfen, sagte der Abt. — Ja, wie denn? — Ein gut Gericht, eine Kraftsuppe, wie sie ein Weidmann, der ausgehungert ist, liebt. — Domine Abba! sprach Kagelwid, erst Fleisch her, dann eine Suppe. — Ach, allerliebster Kagelwid, hilf mir, sprach der Abt, so er hungrig abzieht, trägt er's uns nach, und er ist ohnedem denen in Chorin holder als uns. — Da wären also nur unsere Schweine! — Maria Joseph! Kagelwid, wovon sollen wir den Winter leben; wo hast du auch gehört, daß eine Suppe von Schweinefleisch gut schmeckt. Das sage ich dir, daß du mir auch nicht ein Schwein schlachtest. — Da rieb sich Kagelwid die Stirn, aber er kriegte es raus. Bald brodelte ein Kessel mit Erbsen überm Feuer, die quollen und hülseten sich, und er fuhr mit dem Quirl darin um und streute ganze Hände voll Pfeffer, und dann ging er doch in den Schweinestall, aber heimlich, und ein Messer unter dem Habit. — Und die Suppe schmeckte dem Kaiser über die Maßen; alle lobten sie, daß sie so kräftig und würzig und nahrhaft, und zum Trinken rechten Appetit machte. Aber was ist das für Fleisch? sprach der Kaiser, das so süß und so zart schmeckt, und darin herumschwimmt? — Kaiserliche Majestät halten zu Gnade, das ist kein Fleisch, sagte Kagelwid. Da riethen sie umher, was es sein könne, bis einer den Kopf schüttelte: Das schmeckt nach Schwein. Da fuhr der Abt auf: Kagelwid, hast du mir das gethan! — Hochwürdigster Herr, wie könnt' ich euch das thun. Höret doch, wie eure Schweine in den Koben grunzen, und zählet sie, so werdet ihr sehen, euch fehlet keines. — Da wurden alle neugierig und gingen mit dem Kaiser und dem Abt in den Stall, und die Schweine grunzten furchtbar, und sie zählten sie, und es fehlte keines; es war aber auch keines, das auch nur noch ein Ohr gehabt. Kagelwid hatte alle Ohren abgeschnitten und in der Suppe verkocht.

Bedeutungsvolle Blumen.

Die Blume im Knopfloch, die ein paar Jahre hindurch nicht mehr recht „fair" gewesen war, kommt wieder in Mode. Aber die schöne Sitte, durch Blumen seine Anschauungen und Sympathien auszudrücken, verschwindet mehr und mehr. Zum erstenmal ist wohl in den Kriegen der weißen und der rothen Rose eine Blume zum Symbol feindlicher Parteien und politischer Prinzipien gemacht worden. In der französischen Revolution nahmen die Republikaner das grüne Laub als ihr Emblem in Anspruch, nachdem Camille Desmoulins von einem Baum des Palais Royal einige Blätter abgerissen und sich damit geschmückt hatte. Die Anhänger Boulangers hatten sich die rothe Nelke als äußeres Zeichen ihrer Gesinnung ausgewählt.

Die Veilchen sind während der Restauration zum Wahrzeichen der Bonapartisten geworden. Dadurch wird eine kleine Anekdote verständlich, die man von der berühmten Schauspielerin Mlle. Mars berichtet. Sie erbat eines Tages von ihrem Direktor de la Ferté, dessen Spitzname „Schmetterling" war, Urlaub. Da die Mars eine eifrige Bonapartistin und de la Ferté ein enragirter Bourbonenfreund war, so sagte er: „Ich werde Ihnen Urlaub geben, wenn die Veilchen sich in Lilien verwandeln werden." „Und ich, mein Herr," sagte die temperamentvolle Schauspielerin, „werde Sie noch einmal um Urlaub bitten, wenn sich die Schmetterlinge in Adler verwandeln werden."

In Deutschland ist, seitdem die Lieblingsblume des alten Kaiser Wilhelm, die Kornblume, nach seinem Tode in Vergessenheit gerathen ist, keine Blume mehr beliebt, durch die bestimmte Gefühle ausgedrückt würden. Der Kaiser von Oesterreich aber hat noch eine ausgesprochene Lieblingsblume, das Edelweiß, von dem er in jungen Jahren seiner Braut als kühner Bergsteiger einen vollen Strauß gepflückt haben soll.